

Erklärung Mitglied
 Mitgliedschaft mit Ausnahme
 der Beamten und Arbeiter.

Bezugspreis
 monatlich 50 Pf., frei im Versand
 bezahlt bis Juli einschließl. 1913
 1.00 Mark ohne Postgeb.

„Die Neue Welt“
 (Herausgeberin)
 verantwortlich für Privatg.

Schriftleitung:
 Herr Ad. Kerschbamer 888
 Apollonstraße; wachsende von
 11-1 Uhr mittags.

Wochenblatt

Abzugsgebühren
 Inland für 6 Ausgaben
 Ausland für 12 Ausgaben
 50 Pf. für ausserordentliche
 Zusätze 10 Pf. Zusätze unter
 dem Druck bis 20 Pf.

Anzeigen
 für die 5. Jahrgang
 müssen spätestens bis vor-
 mittags 10 Uhr in der Ge-
 schäftsstelle aufgegeben sein.

Hauptgeschäftsstelle:
 Herr Ad. Kerschbamer 1047
 Apollonstraße; wachsende von
 7 Uhr früh bis
 7 Uhr abends.

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
 Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga und die Mansfelder Kreise.

Die Taktik der Fraktion.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat am Montage im Reichstage bei der Verhandlung der Wehr- und Dedungsanträge für den Wehrbeitrag und das Wehrsteuergesetz gestimmt. Da die in diesem Gesetz festgelegten neuen direkten Wehrsteuern, die allerdings in der Hauptsache von den bemittelten Klassen getragen werden, einer beispiellosen Vermehrung und Stärkung des Heeres dienen, so kommt diese Abstimmung der Fraktion scheinbar einer mittelbaren Förderung des Militarismus gleich.

Es ist das erstmalig in der parlamentarischen Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, daß sich die Fraktion in einer Stellung gegenüber dem Militarismus befand, wo ihr die Wahrung des bisher hochgehaltenen Grundsatzes: „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen!“ durch die besonderen Umstände äußerst erschwert wurde. Über überraschend kommt die Haltung der Fraktion nicht. Die Frage, ob die Fraktion unter gewissen Voraussetzungen auch dann für direkte, die Reichen belastende Steuern stimmen dürfe, wenn diese für militärische Zwecke Verwendung finden, hat ja bereits auf dem Parteitag in Leipzig eine Rolle gespielt. Und mit dem Gedanken, daß sie einmal praktische Bedeutung erlangen könnte, hatte man sich schon fast langem vertraut gemacht — und sich auch darauf vorbereitet! Das ging besonders mit voller Deutlichkeit aus dem Manifest hervor, das die Fraktion am 1. März dieses Jahres gemeinsam mit den sozialistischen Abgeordneten der französischen Deputiertenkammer gegen das deutsch-französische Verträgen veröffentlichte. Nicht von ungefähr enthält das Manifest die vielbeachtete Stelle:

„Wenn trotz unseres entschlossenen Widerstandes den Vätern neue militärische Ausgaben aufgelegt werden, so wird die Sozialdemokratie beider Länder mit aller Energie dafür kämpfen, daß die finanziellen Lasten auf die Schultern der Wohlhabenden und Reichen abgewälzt werden.“

In verdeckter Form war damit die jetzt von der Fraktion eingenommene Haltung bereits angekündigt. Daß die Fraktion in einer gegebenen Situation auch einmal die letzte Konsequenz ziehen würde, das war für den klar, der die Entwidlung der Dinge nicht unbeachtet an sich vorübergehen ließ.

Der große Wahlsieg von 1912, der der Partei 4 1/2 Millionen Stimmen und 110 Reichstagsmandate brachte, veränderte die Stellung der Fraktion im Reichstage nicht wesentlich. Man haben bekanntlich die Dinge ihre eigene Logik, und es ist nicht leicht einzusehen, warum man gerade beim Parlamentarismus Ursache und Wirkung (namentlich die psychologische) nicht mit dem Maßstab des historischen Materialismus messen sollte! Mit der Zahl ihrer Mitglieder steigerte sich naturgemäß auch das sogenannte Verantwortlichkeitsgefühl der Fraktion. Auch der einzelne Abgeordnete fühlt das Maß seiner Verantwortung und seiner Verpflichtungen wachsen. In der Fraktion in ihrer Gesamtheit wie bei ihren einzelnen Mitgliedern — bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger! — wächst das Streben nach einer der Größe der Fraktion entsprechenden stärkeren „politischen“ Betätigung. Rückschlüsse auf die Wähler, die nach der naiven Meinung sind (und das sind leider noch sehr viele!) daß der Reichstag zur Lösung der sozialen Frage berufen sei, beeinflussen da mitunter die grundsätzliche und taktische Haltung mehr, als man sich eingestehen mag. Hier wählten eben auch ganz bestimmte Gesetze, denen der einzelne, wie die Fraktion als Ganzes unterworfen ist. Es sind die parlamentarische Betätigung eine der wesentlichsten Voraussetzungen zur Bewirkung unserer Gegenwartsforderungen unserer Zukunftsidee, dann müssen wir uns eben wohl oder übel auch mit manchen Erscheinungen des Parlamentarismus abfinden, von denen uns scheinen will, daß sie kein Gewinn für den Klassenkampf des Proletariats sind!

Unterhand man indes die Dinge auch hier auf Ursache und Wirkung, dann wird die Haltung der Fraktion zum mindesten verständlich. In allen Fragen, wo die kapitalistischen Klasseninteressen mit denen der Arbeiterklasse zusammenstoßen, hat die Sozialdemokratie im Reichstage eine so starke bürgerliche Mehrheit gegen sich, daß es ihr unmöglich ist, große Erfolge durchzusetzen. Ein überzeugendes Beispiel hierfür war der Kampf der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion gegen die ungeheuerlichen Wehranträge. Die bürgerlichen Parteien traten mehr oder minder im Zusammenhange der imperialistischen Politik. Auf Herz und Niere läuft sie nicht nur ihre Macht, sie sind ihnen nicht nur Mittel zur Wahrung des „inneren Friedens“, sondern vor allem auch Instrumente zur Durchsetzung ihrer lapidarisches Weltinteressen und imperialistischen Pläne. Und darum bewilligen sie der Regierung anstandslos die riesenhaften Militäraufwendungen. Auch der jährliche parlamentarische Kampf der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion vermochte die Annahme der Wehranträge nicht zu verhindern; alle diese Versuche brachen sich an dem Willen einer geschlossenen bürgerlichen Mehrheit.

Ja, nicht einmal irgendwelche militärische Reformen von Bedeutung gelang es durchzusetzen.

Andererseits war es bei den Wämlingen um die Steueranträge, wo die Fraktion infolge der größeren Meinungsverschiedenheit der bürgerlichen Parteien eine entscheidende Stellung einnehmen konnte. Der Ausschuss der Reichstagswahlen von 1912 und die Stärke der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion waren letzten Endes die ausschlaggebenden Gründe für die Abwälzung der neuen unerhörten Mißtragslasten auf die tragfähigeren Schultern der Weßenden. Die Folgen der „Finanzreform“ von 1909 waren doch noch allzu deutlich in Erinnerung, als man jetzt schon wieder einen neuen Steuerantrag auf die Lasten des Volkes erzwang hätte — die Spuren scharf! Man mußte sich also schon dazu bequemen, den Weß in der einen oder anderen Form zur Bezahlung der neuen Mißtragsausgaben heranzuziehen. Was hier zu erreichen möglich war, hat die sozialdemokratische Reichstagsfraktion in hartem Ringen erkämpfen müssen. Für sie stand nun die Frage so: Sollte sie eventuell das Ertrugene dadurch wieder preisgeben, daß sie in freierer Werbung des Grundbesitzes: keinen Groschen für den Militarismus! — gegen den Wehrbeitrag und das Wehrsteuergesetz stimmte? Die Befürchtung, daß in diesem Falle die minderbemittelten Volksschichten die Leids tragenen sein könnten, hat dann wohl in der Hauptsache die Haltung der Fraktion bestimmt. Wenigstens ist das der Erklärung zu entnehmen, die der Genosse Saase vor der Abstimmung im Namen der Fraktion abgab. (Im getrigen Reichstagsbericht ist sie im Wortlaut enthalten. Neb.) Das Ergebnis der Schlussabstimmung läßt diese Annahme nicht begründet erscheinen; eine Mehrheit für den Wehrbeitrag und das Wehrsteuergesetz war auch dann noch vorhanden, wenn die Partei gegen die Vorlagen gestimmt hätte. Wir verstehen durchaus nicht die fälschliche Situation, in der sich die Fraktion befand, aber sie hätte doch reichlich bedenken müssen, daß auf der anderen Seite ein mächtiges Prinzip auf dem Spiele stand. Schimmerfals hätte der Reichstag aufgelöst werden können, und wir hätten — mochten die Wahlen ausfallen wie sie wollten — eine prächtige Gelegenheit gehabt, das Volk gründlich über die Kulturfeindschaft des Militarismus aufzuklären und die sozialistischen Ideen in die weitesten Volksteile zu tragen. Man mag jetzt noch so stark betonen, daß wir — eine Selbstverständlichkeit! — den Militarismus nach wie vor mit aller Schärfe bekämpfen werden: die Tatsache, daß die Fraktion ihm mittelbar Mittel bewilligt hat, die bleibt bestehen.

Noch immer hat sich die Einhaltung einer strengen Grundsatzpolitik letzten Endes als die beste und erfolgreichste Taktik erwiesen. Die neue Taktik der Fraktion dagegen erscheint uns nach mehr als einer Richtung hin bedenklich. Ob sie richtig war und wohin sie führt, das wird die Zukunft lehren!

Die bürgerliche Presse über die Reichstagsarbeit.

Die Berliner Presse aller Parteirichtungen würdigt die Weisheit über die Dedung der Wehranträge in erschöpfender Weise. Die konservative Presse sucht, wie das erklärlich ist, die Haltung der Konservativen zu verteidigen. Die Kreuzzeitung tut das in ziemlich ruhiger Form ohne heftige Ausfälle auf die Regierung. Wehr macht sie die liberalen Parteien verantwortlich für den Verlauf der Dinge und bedauert sie besonders, die sehr wichtigen Steuerfragen übers Amie gebrochen zu haben. Man habe nicht wie sonst die zahlreichen Protele und Mißgriffen der Interessenten berücksichtigt. Selbst die Rundgebungen des Bundesrats und die noch schwerwiegendere Warnung des Direktors der Deutschen Bank, Dr. Saffers, seien in den Wind geschlagen worden. Die links Reichheit des Reichstages habe eine positive Arbeit leisten wollen und habe mitunter auf das sachliche Ergebnis des Steuerkompromisses als auf den politischen Erfolg gerechnet. Im übrigen ist die Kreuzzeitung der Meinung, daß die Steuererhebung der Nation nicht zum Ziele gereiche. Gröber und mehr dem Naturell Dertels entsprechend ist der Artikel der Deutschen Tageszeitung gehalten. Die ganze Entwidlung des Parlamentarismus in den letzten Wochen und Monaten geht; Dertel nicht; Der Reichstag habe dem Kanzler ein formelles Mißtrauensvotum ausgesprochen. Er habe den verbündeten Regierungen in der Frage des Wehrsteuergesetzes keinen Willen aufgezeigt. Das bedeute eine Verhinderung der Macht zugunsten des Parlamentes. Die Regelung des Wehrsteuergesetzes ist obenstehend undstreitbar eine Milderung des Heeres und des Wehrsteuergesetzes gegenüber den Bundesstaaten. Wer diese und noch andere ähnliche Erscheinungen unbedenken betrachten, werde zugeben müssen, daß das Reich sich auf einer abschüssigen Bahn befinde. Ein parlamentarisch regiertes Reich ist völlig unmöglich und die allmähliche Schwächung der Stellung und der Rechte der Einzelstaaten ist eine Gefährdung des Reichsgedankens und der Reichszukunft. Dertel meint: kann auch, daß die Regierung die Kraft finden möge, die „Abwärtsentwicklung“ im nächsten Tagungsabschnitte zu beenden. Er zweifelt aber selbst, daß sich sein Wunsch erfüllen werde.

Die Post ist erfreut über die Annahme der Militärauflage. Im übrigen enthält der Post-Artikel nichts, das der Erwähnung wert wäre.

Im Zentrum kommt langsam wieder der Kapuzenjammer. Die Germania bedauert nicht lagen zu können: Ende gut, alles gut. Sie hätte gewünscht, daß die Wehr- und Dedungsanträge auch von derselben Majorität, d. h. also von sozialistischen Mandat bewilligt worden wäre. Die Aufspaltung der Konservativen scheint also dem Zentrum näher zu gehen, als es bisher schien.

Die liberale Presse ist natürlich hoch erfreut über den Verlauf der Verhandlungen über die Dedungsanträge, insbesondere auch darüber, daß die Sozialdemokraten den großen Steueranträgen gestimmt haben. Die bürgerliche Zeitung beispielsweise schreibt in dieser Beziehung:

„Wie heimlich, wie heimlich ist nicht der Vorwurf, die Regierung habe sich, indem sie sich auf den Boden der Kompromißvorschläge stellte, ins Fahrwasser der Sozialdemokratie begeben! Alle diese Vorschläge sind nicht von der Sozialdemokratie, sondern von den bürgerlichen Parteien ausgegangen. Daß aber die Sozialdemokratie ihnen schließlich beistimmte, sondern man nicht als ein verhängnisvolles Unheil, sondern als einen erfreulichen Erfolg betrachten. Ober hat es nicht auf sich, daß eine Partei, die nun einmal über mehr als 4 Millionen Wähler und über 100 Abgeordnete verfügt, in dem Reichstage 1 Milliarden bewilligt und in der Vermögenszuwachssteuer jährlich 100 Millionen — alles ausgeprochenemmaßen zur Wehr werden? Und ist es nicht, daß sie in seinem Stadium der Verhandlungen auch nur den Versuch zur Obstruktion gemacht hat? Daß sie den Steuern zugestimmt hat, um Schlimmeres vorzubeugen, ist richtig, mindert aber nicht die Tragweite des Scheitlusses, ungeheure Summen zur Durchführung eines Gesetzes zu bewilligen, dessen Zustandekommen die Sozialdemokratie ihren Hebertiefenungen gemäß zu hintertreiben bemüht war.“

So muß es kommen: just die Fortschrittler müssen uns a lehren, wie man grundsätzliche Politik treibt!

Das Berliner Tageblatt schreibt: Verbürgt das neue Wehrsteuergesetz den Frieden, noch zur Zeit, was die Nacht anlangt, den Sieg, so schafft es doch im Laufe der nächsten ledigen Jahre einen um Millionen h. ligieren Verlaufs tendenz, als unter westlicher Raubbau ihn aufbringen kann.

Der hannoversche Courier: Das Wert ist getan. Eine Nischenlösung ist vollbracht, und es gilt nachdrücklich festzuhalten, daß der Parlamentarismus sich vollbracht hat. Wenigstens der getriebene Parlamentarismus; jene gewisse Auslese, die stetig und einflussreichvoll in den Kommissionen arbeitet. Die Frage, daß durch die Partei-führer einander vertauscht nähären, daß man dann in den Ausschüssen zur Klärung kommt und endlich das Kleinum die im Grunde schon vollzogenen Tatsachen bestätigen, hat sich durchaus bewährt.“

Die demokratische Berliner Volkszeitung schreibt dem rüstungsstollen Liberalismus u. a. folgendes ins Stammbuch:

„Der Militarismus hat über den Liberalismus geliegt. Galt gegigt. Da hilft kein Drehen, kein Deuteln. Der Liberalismus, daß, folgte gegen die Wünsche des Militarismus, dem beßlichen Volke neue, ungeheure Lasten aufgebürdet.“

... es war, als ob der ganze Liberalismus von einem förmlichen Zaumel, von einer förmlichen Bewilligungsaferri ergriffen worden wäre. In militärischen Kreisen ist man seit dem Unlücksdreien dieses Zaumels vielfach der Meinung: Wenn die Militärauflage das doppelte von dem erfordert hätte, was jetzt bewilligt worden ist, dieser Reichstag, die die militärische Wehrheit mit Einschluß der Fortschrittspartei hätte auch das doppelte ohne Wutten bewilligt.

... die Appellation des Liberalismus aller Schattierungen vor dem Militarismus ohne den ernstlichen Versuch, eine Gegenleistung für die aufzubringenden ungenügenden Opfer zu erpingen, wird sich bitter rächen. Die großen Worte, mit denen sich bei der Schlußfassung des Reichstages die Bewilligungsmehrheit ihren grenzenlosen Patriotismus bescheinigen ließ, werden den Unwillen der weitesten Kreise des liberalen Bürgertums darüber nicht dämpfen, daß man dem Militarismus das Geld des Volkes in Bagatelabungen opfert, daß aber, was die größere Sicherung und Vermeerung der Volkswirtschaft betrifft, der Reichstag von der Regierung mit leeren Säneden nach Hause geschickt wird!

Eine traurige Session, die mit einem derartigen politischen Defizit für das Volk abschließt! (Aeußerungen der Parteipresse werden wir motzen bringen. Red.)

Die Regierung und die Dedungsanträge. Die Nordd. Allg. An. nimmt das Wort zu den letzten Reichstagen des Reichstages. Sie schreibt:

„Wenn sich der Reichstag bei der Dedung der laufenden Ausgaben von den Vorschlägen der Regierung entfernt hat, so ist doch das Kernstück des Wehrsteuergesetzes als dem Regierungsentwurf herangezogen. Gehört bewand von Standpunkte der Einzelstaaten schwerer Wehen gegen die Weisheit des Reichstages. Angehend der Größe der Ausgaben wird sie zurückgeführt worden. Das Ziel, für die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht finanzielle Vorstufe zu treffen, ist erreicht, und so darf man auf das Gesamtresultat der

Walhalla-Theater

Anfang 8 1/4 Uhr.

Großes Operetten-Ensemble aus Wien.
Dirig. Alex. Duschatsch, Kapellmeister, Siegf. Stern.

Die sieben Schwaben.
2. Des Schickels Hocke. 3. Hildebr. 2. Akt.
4. Die Friedensstifterin. Kriegsroman.
Ein Drama in 3 Akten u. 10 Bildern wie das andere.

Donnerstag: **Der Mikado**
Grosche Operette von A. Sullivan.
Operette in 1 Akt
Vorher: **Flotte Bursche**, von Fr. v. Supp.
Tageskasse von 10-1/4 und 4-8 Uhr.

Oberpollinger

Für Monat Juli ist die
Lastige
Münchener Frank-Kapelle
Humor! prolongiert. Stimmung!
1907 Inhaber: H. Bernhardt.

Apollo-Theater.

2009 Heute, Mittwoch, 2. Juli: Gastspiel von
Albert Hübener, Kgl. Preuss. Schauspieler a. D.,
mit sein. Schauspiel-Ensemble.

Zum 2. Male! **Der verflissene Kessdorf.** Zum 2. Male!

Schauspiel in 5 Akten, nach dem gleichnamigen Roman des
berühmten General-Regierers, v. v. Coussis-Mahler, bearbeitet
von E. Bredow, in Scene gesetzt
Anfang 8.20 Uhr. Große Hoftheater. Ende gegen 11 Uhr.

Burg-Kino

1. **Juwelen des Nubob.** 3. Akt.
2. **Des Schickels Hocke.** 3. Hildebr. 2. Akt.
3. **Vordröhlige Bauern.** 1906
4. **Die Friedensstifterin.** Kriegsroman.
Ein Drama in 3 Akten u. 10 Bildern wie das andere.

PASSAGE-THEATER

Halle (Saale) Lichtspielhaus Leipzigerstr. 38
1910 Ab Mittwoch, 2. Juli 1913:
Programm - Wechsel.

Eine unserer reichhaltige Serie der erstklassigsten
Schöpfungen der kinematographischen Kunst, sinngemäss
von unserem Theater-Orchester begleitet!

Beginn der Vorstellungen präzis 5 Uhr
nachmittags. Die Direktion.

Allg. Konsum-Verein Halle u. Umg.

1909 e. G. m. b. H.

Wir machen unsere verehrten Mitglieder darauf aufmerksam, dass die
leeren Bier-, Blond- und Seltersflaschen,
für die 10 Pfg. Pfand entrichtet worden sind, bis spätestens **Sonabend, 5. Juli**,
in den Verkaufsstellen zur Ablieferung gebracht werden müssen.

Nach diesem Termin wird auf die obenbezeichneten Flaschen nur noch
der jetzt geltende Pfandsatz von 5 Pfg. zurückvergütet. Die Verwaltung.

Wichtig

für jedermann ist es zu wissen,
dass man von ersten Schneidern
kommen

keine Maß- Garderoben

nachdem solche in eigener Werk-
statt in solches hergerichtet sind,
in **Riefenau** wohl nur
Große
Ulrichstr. 59

1 Treppe, kein Laden,
neben Warenhaus Hubbaum
zu sportbilligen
Preisen erhalt.

Reinwollene Jackett-Anzüge
8, 10, 12 Mk. und höher,
Schwarz-Anzüge
12, 15, 18 Mk. und höher,
Frühjahrs-Galetots
6, 8, 10 Mk. und höher,
Smoking-Anzüge
18, 21, 24 Mk. und höher,
Frack-Anzüge
15, 18, 21 Mk. und höher,
Gefell-Anzüge
auch schnell, zu ganz mäßigen
Gebühren.

**Neue Herren-
u. Jünglings-Garderobe**,
auch für Konfirmanden, durch
ständigen Einkauf auf besten
Lieferanten billig.

**Einzigstes Spezial-Etagen-
Geschäft in wenig ge-
tragener Maß-Garderobe.**

3000 **Gutstein!**
Dieses Material des Volks-
blattes wird, beim Einkauf
von 20 Mk. an, mit 1 Mark in
Zahlung genommen.

Touristen-Verein „Die Naturfreunde“

Ortsgruppe Halle (Saale)

(Mitglied des Arbeiter-Sportvereins Halle-Saale)

Seitig, den 4. Juli abends 8 1/2 Uhr
im großen Saal des „Volksparks“:

Öffentl. wissenschaftl. Lichtbilder-Vortrag

über: Griechenland, Montenegro, Serbien, Türkei
mit Lichtbildern.

Vorredner: Genosse Olly Oltmann, Beuthen (O.-Esl.)
Eintritt 20 Pf. Die Verwaltung.

Arb.-Radfahr.-Bund „Solidarität“

Gau 17. Bezirk 2.

Bezirksfest

Sonntag den 6. ds. findet in Alstedt, im Etablissement
zum „Anker“ von 2 Uhr ab, unser diesjähriges
Bezirksfest statt.

Alle Ortsgruppen wollen sich mit ihren Angehörigen pünktlich im Gasthof „Zum
Anker“ treffen.

NB.: Um 11 Uhr findet im Gasthof „Zum Anker“ eine **Grosche Radfahrer-Ver-**
sammlung sämtl. Ortsgruppen statt. Referent u. Vortragsredner: Gauleiter Vandermann-Dall.
*1008 Die Bezirksleitung. Das Komitee.

Geschäfts-Verlegung.

Meiner verehrten Kundchaft zur gefl. Kenntnisnahme, dass ich mit dem heutigen Tage mein Haus-
Geschäft von Geißstraße 5 nach

Geißstraße 45

(neben Thalia-Saal) verlegt habe.
Es wird auch weiterhin mein Bestreben sein, meine verehrten Kundchaft mit guter Ware, zu billigen
Preisen, aufzufreien zu stellen.
Gleichzeitig mache ich darauf aufmerksam, dass ich mein Lager durch aparte Neuheiten ergänzt
habe und bitte, meine Ausstellung freundschaftlich zu besichtigen zu wollen.
Sobald ich noch für das mit bisher erworbene Wohnlokal bestens danke, bitte ich, daselbe mit
auch fernherhin besichtigen zu wollen.

Hochachtungsvoll **Halle'sches Tapeten-Haus.**

Wichtige Mitteilung

für jede sparsame Hausfrau!

Am **Donnerstag, den 3. Juli**, abends 9 Uhr, lasse
ich in den **Thalia-Sälen** zu Halle a. S. einen

kostenfreien Vortrag

über **Kerker, Wesson und Verwendbarkeit**
der **allbekanntesten**
Brauns'schen Haushaltfarben

— Kleiderfarben, Blumenfarben, Gardinenfarben, Holzfarben,
Gartenfarben u. — halten, zu dessen Zweck ich hierdurch jeden
Interessierten höflich eingeladen haben möchte. Während des
Vortrags werden Anstreicher-Verbindungen aller Art, Farben
von Bleichen, Wischen, Wischen, Gardinen u. praktisch
vorgeführt. Die **„Färberei im Haushalt“** mit Brauns'schen
Farben ist einfach und sehr billig; sie bräut nicht nur wertvolle
Stoffe, sondern bei der großen Beliebtheit ihrer An-
wendung auch noch **Wassersparnis** für jeden Haushalt!

Man hätte beständ. diese Gelegenheit, die **„Färberei im Haushalt“**
mit Brauns'schen Farben **praktisch** und **bequem** erlernen zu
können, nicht vorübergehen lassen und allgemein die Veran-
staltung beifügen.

Der **Eintritt ist frei!**
Wilhelm Brauns, e. G. m. b. H., Quedlinburg.
*976 Erste und älteste Fabrik von Haushaltfarben.

Gebr. Kroppenstädt

Möbelfabrik. Halle (Saale), Grosse Märkerstrasse 4.



Reizende Küchen in modegrau von Mk. 70.— an.
Brautausstattungen sowie Einzeilmöbel in anerkannt bester Ausführung
bei ausserst niedrigen Preisen.

Reelle Bedienung. Transport frei. Telephon 2973.
Verlangen Sie Katalog gratis und franko.

Zürbiger Rübensaft.

1 Hund 20 Pf. 2005
Oskar Haeder, am Hallmarkt.

Rucksäcke

solbste Gattermare,
von 2 Mk. an.

Kinder- und Arbeiter-Ruck-
säcke zu ganz billigen Preisen.

Paul Göldner.
Gatterware-Fabrik,
Kleiststrasse 71
neben Holz- u. Holz-
Reparaturen billig.

+ Frauen +

brauchen bei Säugung u. Laktation
möglichst, im Stillstand nur **Dr.**
Conrad Scheidig's **Wollstrümpfe**,
unverwundlich, **Wollstrümpfe** 4 1/2, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Dr. Conrad Scheidig.
Halle (Saale), Gräfenweg 3 a. p. 1.
Bismarckstrasse. Rückporto.

Alte wollene Strümpfe
werden zum höchsten Preise
gekauft. **Preisliste** 12. *1013

Gewerkschafts-Kartell Delitzsch u. Umgeg.

Sonntag den 6. Juli in sämtlich Räumen des Lindenparks

Gr. Gewerkschafts- u. Kinderfest

Programm: Nachmittags 2 Uhr:
Umzug der Gewerkschaften u. Kinder vom Lindenpark aus.

Alsdann: Konzerte, Preisessessen u. Kegeln, Tombola,
Blumenverlosung, Tanzbelustigung und Kinderspiele.

Abende von 8 Uhr ab:

: Ball und Konzert im Garten :

Die Tanzpaare werden ausgefüllt durch Gesangsvorträge
des **Gesangsvereins Verwärts** sowie **Aufführungen** des **Tanz-**
vereins Freie Turner.

Zu diesen Veranstaltungen ladet die organisierte Arbeiter-
schaft, nebst ihren Familien freundlich ein.
*1010 Das Komitee.

Wie Sie ein Rad kaufen, beschäftigen Sie mein großes
Lager von neuen und gebrauchten

Fahrrädern.

Mäntel, Schlaue sowie
sämtliche **Ersatzteile**
zu den **billigsten** Preisen.

Otto Hämisch, Turmsir. 156.
506 - kein Laden. - Eigene Reparaturwerkstatt. -

**Sumpen, Strophen, Papier, Eisen,
Metalle, Gummi** kann
Große
Albert Bode jun., Klaustr. 22. Donnerstag 09
Schloßstr. 20.

Liebe

Hausfrauen merkt euch das,
Macht das Waschen euch noch Spaß,
so verwendet **Hydralith**,
da kann keine andre Seife mit
Viel haubt ihr dabei gespart.
Hydralith ist fest und hart.
— Überall erhältlich. — 248

Kauso
Papier, Bücher, Lampen, Eisen,
Gummi, Metalle und Felle.

Herm. Rein,
Halle, Giebigstr. 11,
Röntgenstr. 7. Tel. 2406.

Kratze

jedenfalls Hautausschlag, be-
trifft unter Garantie in drei
Tage, ganz unangenehm die
eigle **Kratze** **Waga**, eine
Portion 1.90 Mark, für drei
Personen 5.00 Mk., dazu **Waga-**
Wundermittel, Beutel 1.00
Mark. Allein erst durch
J. B. Sannes, Gelsen-
kirchen 77, Bert. d. Stadt.

2. Beilage zum Volksblatt.

Nr. 153

Halle (Saale), Donnerstag den 3. Juli 1913

24. Jahrg.

Gewerkschaftliches.

Der Verband der Buch- und Steinbrucker-Hilfsarbeiter im Jahre 1912.

Für die Organisation der ungelerten Arbeiterklasse im Buch- und Steinbruckerhandwerk war das Jahr 1912 ein sehr fruchtbares, und es bedurfte einer unmaßgeblichen anstrengenden Arbeit, um die guttote getretenen inneren und äußeren Schwierigkeiten zu bewältigen. Ende 1911 ließen die in 20 Druditorien seit fünf Jahren leitenden Lokalführer ab, die zu erneuern die Unternehmer keine Zeit mehr gelassen. An dieser Zeitmangelheit scheiterten denn auch die Verhandlungen über die Revision der gegenwärtig abgelaufenen allgemeinen Bestimmungen, weil die Vertreter der Hilfsarbeiter der Einführung bedeutender Verschlechterungen des Arbeitsverhältnisses, besonders aber einer Verlängerung der Arbeitszeit nicht zustimmen konnten. Durch die Vermittlung des Tarifamtes der deutschen Buchdruckervereinigung, die dort dominierenden Schlichter, wurden in 10 Städte mit ganz ähnlichen Verhältnissen einzelner Bestimmungen und einer Einführung der Minimallohnfrage im 12., 10, 7, und 6 Prozent. Die Wiedereinführung des Tarifes in den übrigen Orten war dadurch ganz besonders erschwert, weil durch die bis vorher beachtete große Bewegung im Steinbruckerhandwerk die dort dominierenden Schlichter ihren unheilvollen Einfluß gegen die Tarifabschlüsse teilweise mit Erfolg geltend machten. Sogar wurde noch, daß durch das tariffeindliche Verhalten des damaligen Leiters der Berliner Buchhändler für manche Unternehmerrunden ein willkommenes Anlaß gegeben war, ihre Abneigung gegen Tarifabschlüsse hinter der „Anrufer“ des Mittelstandes verschleiern zu können. Ein außerordentlicher Verbandstag, der im Februar 1912 in Berlin tagte, erklärte sich aber mit der von der Verbandleitung eingeschlagenen Taktik einverstanden und erbat damit die Abgabe für eine erprobliche Weiterarbeit. Es ist dann im Laufe des Jahres gelungen, in noch nicht Enden den Tarif auf der Grundlage des zentralen Tarifschlusses zur Einführung zu bringen und in einer Reihe von Ortsabteilungen die Verhandlungsfrage für einen großen Teil der Mitglieder zu verbessern.

Die Einnahmen der Verbandstafel beliefen sich auf 34.875,70 Mk., die Ausgaben auf 312.339,91 Mk. An Unterbringungen wurden bezahlt 174.001,68 Mk. und zwar: 50.402,20 Mk. für Arbeitslohn, 42.749,90 Mk. für Miete, 30.139,87 Mk. für Streifen, 5329, — Mk. für Wadnerinnen, 3235,02 Mk. für Rechtschutz, 1896,19 Mk. für Gemeindegelder und 786,50 Mk. für außerordentlichen Kostfällen. Die Verwaltungsausgaben bezifferten sich auf 68.151,83 Mk. Das Verbandsorgan erzielte 28.010,59 Mk. Der Mitgliederbeitrag betrug im Jahreslohn 7048 monatliche und 8538 wöchentliche, zusammen 15.586 Mitglieder, die sich auf 72 Zählstellen verteilten.

Keine gewerkschaftliche Nachrichten.

Wachung, Stellmacher! Im Chemiewerk streiken die bei den Weibern der Stellmacher-Knappung bedürftigen Weibchen. Der Lohn und Arbeitsverhältnisse in dieser Branche sind sehr rückständig. Die Arbeitszeit beträgt zum Teil noch 64 Stunden in der Woche, Stundenlöhne von 33 bis 35 Pf., und keine Erleichterung. Bei einigen Firmen besteht die mittelalterliche Einrichtung des „Loh- und Lohnens“ beim Weibchen noch. Die Kollegen als „Loh“ werden um Solidarität ersucht. Weil der Kunsthilfsarbeiter Kommet in Stellung befinden sich seit dem 10. Mai d. J. Die Weibchen, Arbeiter, Metallarbeiter und Holzarbeiter im Ausland. Die Forderungen der Streikenden sind sehr gering. Neben einer Lohnsteigerung von 3 bis 5 Pf. pro Stunde wird eine Verkürzung der Arbeitszeit von 14 auf 10 Stunden verlangt. Die Firma weigert sich harnadig, etwas zu bewilligen. Ihre großen Bemühungen, im ganze Industriegebiet durchzuführen sind bisher noch immer gescheitert. Um den Kampf zum Siege

zu führen, bedürfen die freirenden Arbeiter der weitgehenden Solidarität ihrer Arbeitsschüler. Kein Organisiertes darf bei der Firma Kommet Arbeit nehmen.

Zugendbewegung.

Das ist „soziale Jugendpflege“.

Aus Dortmund und kommt eine Alarmnachricht, die selbst den Gleichgültigsten aufreißern muß und ihn zum selbsttätigen Handeln zwingt. Rast und hülloslos offenbar sich die „soziale Jugendpflege“. Hören wir die Meldung, wie sie die Frankfurter Zeitung bringt:

Der fünfzehnjährige Arbeiter R. in Brambauer, dessen Vater bei der großen Schlagwetterkatastrophe auf Zeche Achenbach im Dezember d. J. mit ums Leben kam, trat auf der Zeche Achenbach in Arbeit, ermöglichte es so, daß seine Mutter mit ihren Kindern in der Wohnwohnung bleiben konnte, und unterstützte seine Mutter, so gut er kann. Da trat ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Entdeckung von der Oberbormundshaft in Linen a. d. L., daß er in Fürsorgeziehung gebracht werden müsse, wenn er nicht — aus dem Arbeiterturnverein austrete. Ein darauf hingelagerter Antrag war von seinem Vormund, dem Bergmann Gens, einem besonders frommen Mann, gestellt worden. Die Mutter des fünfzehnjährigen Arbeiters erklärte sich bereit, daß ihr Sohn aus dem Arbeiterturnverein austrete, lehnte es aber ab, ihn zum Eintritt in den Fürsorgeverein zu bewegen. Der Sohn tat nach den Entwürfen der Mutter und bewahrte sich so vor der Unterbringung in eine Fürsorgeanstalt.

Also der tapere Junge tritt in die Reihe, die der Tod in die Reihen seiner älteren Arbeitsbrüder gerufen hat. Er tritt an die Stelle seines Vaters, den ein Schlagwetter tief unter Tag zerlegt hat, und lebt sein junges Leben auf's Spiel, um der Mutter und seinen Geschwistern die Wohnwohnung zu erhalten. Er raderd sich ab und müht sich, um die Mutter, so gut es geht, zu unterstützen. Alltägliches Helfen! Der elende Stumpf ums Brot reißt die Kräfte auf und macht müde — der Junge geht zu seinen Brüdern, tritt in den Arbeiterturnverein ein. Und nun? Weil er tapfer ist und staufenbewußt, weil er ein aufrechter und ganzer Kerl ist — soll er in die Fürsorgeziehung! In den stillosen Verkommenen, zum Bewahren, zu denen, die durch fremde und vielleicht auch durch eigene Schuld absteigt und verwirrt sind! Ist diese Zumutung nicht ungeheuerlich?

Und dann der erbärmliche Versuch, den Jungen in den christlichen Junglingsverein zu drängen. Wenn man seine Heberzeugung wie ein Hemd wechseln! Andere Leute wohl. Aber uns Arbeitern bleibe man fern, jede Stunde hämmert uns die Gewissheit ins Hirn, daß der Arbeiter zu dem Arbeiter gehört. Aber das eine Gute steht uns der Fall: Wir wissen, wo unsere Hände stecken, und den Alten predigt die Geschichte: Haltet eure Jugend fest und erzieht sie zu aufrechten Menschen! Wer heute zutage noch von neutraler Jugendpflege redet, gehört unweigerlich ins Narrenhaus!

Bergeudet nicht eure freie Zeit!
Benutzt die Arbeiter-Bibliotheken!

Aus der Provinz.

Die gewerkschaftlichen Organisationen der Dienstboten und Landarbeiter.

II.

Der Verband der Hausangestellten trat mit dem 1. April 1909 ins Leben. In einigen Städten bekamen bereits örtliche Vereinigungen der Hausangestellten, die dem Verbande beitraten. Am Schlusse des Jahres 1911 betrug die Mitgliederzahl 5751 in 38 Ortsgruppen. Die größten Erfolge erzielte der Verband durch die Gewährung von Rechtschutz an seine Mitglieder. Durch direktes Eingreifen der Verbandsfunktionäre und durch Anrufen der Gerichte ist es in vielen Fällen gelungen, andere Zeugnisse für die Hausangestellten zu erreichen sowie die Arbeitgeber zur Herausgabe der Sachen der Mädchen und zur Auszahlung des oftmals für Monate einbehaltenen Lohnes zu veranlassen. Daneben verlor der Verband durch Errichtung von Auskunftsstellen, Arbeitsnachweisen und Anstaltsräumen seine Mitglieder dem Einfluß der gewerkschaftlichen Stellenvermittler zu entziehen und ihnen Gelegenheit zu geben, ihre wenige freie Zeit im Kreise von Kolleginnen nutzbringend zu verwerten. Wo es gelang, eigene Arbeitsnachweise zu errichten oder Einfluß auf die vorhandenen gemeinnützigen Nachweise zu erlangen, kann auch auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen direkt eingewirkt werden. Häufig ist dies bereits geschehen. Durch Abschluß privater Verträge hofft man auch nach und nach die Bestimmungen der Gewerbeordnungen auszufüllen. Daneben hat der Verband wiederholt Eingaben an die städtischen und staatlichen Gesetzgebenden Körperschaften gerichtet, um den Mitgliedern Vorteile zu verschaffen.

An materiellen Vorteilen gewährt der Verband bei monatlichen Beiträgen von 50 Pf. eine Verbandssetzung, Rechtschutz und Unterstützung in Straffällen. Materiallich kann die Wirksamkeit des Verbandes nicht in der Weise zur Geltung kommen wie bei anderen Organisationen. Sigmund ficht das mangelnde Koalitionsrecht hier schon einen Regel vor und dann ist die Organisation auch dadurch gehemmt, daß sie mit großer Akkumulation zu rechnen hat. In der Regel ist die Beschäftigung als Hausangestellte tatsächlich eine nur vorübergehende, die mit der Heirat ihr Ende erreicht, die ehemaligen Hausangestellten aber werden meist Frauen von Arbeitern; sie werden die Mütter der Arbeiterkinder, und wenn sie während der Zeit ihrer Berufstätigkeit die Notwendigkeit der Organisation erkannt haben, werden sie auch später den Vertriebenen der Arbeiterkraft nicht gleichgültig oder feindselig gegenüberstehen, wie das bei den Arbeiterfrauen jetzt häufig der Fall ist. Besonders aus diesem Grunde unterstützen auch die Gewerkschaften die Organisation der Hausangestellten materiell und moralisch sowie durch Hebernahme mancher Arbeiten für die Organisation. Bis zum Schlusse des Jahres 1911 hatte die Generalkommission aus den Mitteln der Allgemeinheit 15.200 Mark für die Organisation der Hausangestellten verausgabt, und in Zukunft sind höhere Zuschüsse notwendig. Die Arbeiterkraft leistet diese in dem Gebahren, daß die Erfolge der Organisation, wenn sie auch zahlenmäßig nicht zur Kenntnis zu bringen sind, doch der Allgemeinheit zugute kommen.

Etwas anders liegen die Verhältnisse bei den Landarbeitern. Schon allein die Tatsache, daß diese Arbeiter dauernd als solche tätig sind, auch nicht so allein arbeiten, wie die Haus-

Nur einige Beispiele!

von den unglaublich billigen Darbietungen in Loewendahls Saison-Ausverkauf.

- Kostüme:** Cut-away-Kostüme, schwarzes Jackett, auf Seide, gestreifter Rock Mk. 15.75 × Blau Raummargen-Cheviot, mit reicher Tressen-garnierung Mk. 10.75. × Jugendliche Fassons mit bunter Krangarnierung, Jacke auf Seidenjerse von 12.75 Mk. an. × Kostüme mit reicher Handverschmückung, solide Verarbeitung, blau und schwarz, Mk. 21. — × Reiselkostüme in guten Stoffen englischer Art, Jacken durchweg auf Seidenjerse 12.75—36. — Mk. × Ein Posten Kostüme, echt englischer Stoff, Jacken auf reiner Seide von 24. — Mk. an. × Extraweite Kostüme in schwarz, blau und englisch von 12.75 Mk. an. × Leinens-Kostüme.
- Mäntel:** Popeline-Paletot mit imit. Foulardtragen Mk. 7.75, 10.75. × In besserer Ausführung mit Seidentragen 15.75. × Regenmäntel, imprägniert 6.75 Mk. × Raglanfasson, wasserdicht, offen und geschlossen zu tragen 19.50 Mk. × Seide und Colonne von 17.50 Mk. an. × In schwarz Tuch und Popeline: schöne Frauenmäntel mit Kurbestickerei und Tüllbesäzen 15.75 Mk. × Cut-away-Jacken, schwarz Tuch auf Seidenjerse 13.75 Mk. × Englische Reismäntel von 6.75 Mk. an.
- Kleider:** gestreift mit Musselin in reizenden Farbenstellungen 5.75 Mk. × Weiße Kleider in Batist, Boile usw. in großer Auswahl von 6.75 Mk. an. × Kleid, ganz aus Lochstickerei mit Einfägen und bunter Seidentamatte 13.75 Mk. × Wasch-Boilekleid mit dicker Schweizer Stickerei (Volant) 21.00 Mk. × Taffetkleider 18.75 Mk. × Wollene Kleider 10.75 Mk. × Elegante Gesellschaftskleider in Boile und Seide (mit spitzem Ausschnitt und Küschengarnierung) nur neueste, hochmoderne Sachen 35. — Mk. × Reizende Badfräulekleider 5.75 Mk.
- Röcke:** Blau und schwarz Raummargen-Cheviot von 3.75 Mk. an. × Stoffe englischer Art von 2.75 Mk. an. × Frauengrößen und extraweite in reicher Auswahl. × Leinerröcke von 1.75 Mk. an. × Leinerröcke mit Hohlfummarnitur 5.75 Mk.
- Blusen:** Gute seidene Blusen von 2.75 Mk. an. × Boile, Musselin und reimmollene Popelineblusen in aparten Dessins von 2.50 Mk. an. × Imt. Musselin — hübsche Streifen mit buntem Satinragen 1.75 Mk. × Die beliebten bunten Satinblusen (Futuristenblusen) jetzt 1.75 Mk. × Tüllblusen (ocru und weiß) von 2.75 Mk. an. × Besonders elegante 10.75 Mk. × Waschblusen — ganz weiß und mit bunter Garnitur — in unerreichter Auswahl und Preiswürdigkeit. × Für Kenner: Ein Posten Waschboile und Batistblusen mit feiner Handstickerei und echt irisch Passen jetzt 9.75, 12.75 Mk. × Die Küschengluse: jetzt 3.75 Mk.

Lodentofftüme (16.50 Mk.) Lodentmäntel (12.50 Mk.) Lodentapes (6. — Mk.) Lodentröcke (4.75 Mk.)

Unterhaltungs-Blatt

Beilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

Nr. 53.

Donnerstag, 3. Juli

1913

Bergmannsgeschichten.

Erzählung von J. Röttgen.

Ein kalter Herbstregen prasselte auf die spärlich beleuchteten Straßen der kleinen Provinzialstadt nieder. Der Wind heulte durch die schon fast ganz entlaubten Bäume und um die Häuser, als übte ein Heer Dämonen hohe Tonleitern im Falsett. Mit großen Sprüngen erreichte ich mein Gasthaus, wo ich meine kalten, nassen Glieder vor einem jener freundlichen, erquickenden offenen englischen Kamine neu belebte.

Der Zufall hatte mich und meine Freunde in dasselbe Gasthaus geführt. Da war der kleine Sekretär des Bergarbeiterverbandes dieser Grafschaft, Jack Buskins, der mit seinem ernsten Gesicht und der goldenen Brille mehr einem Gelehrten gleich als einem Gewerkschaftsbeamten. Nur die blauen Narben im Gesicht verrieten den Beruf, dem er angehörte. Und neben ihm stand die Riesengestalt Harry Herberts, den die Bergarbeiterföderation hergeschickt hatte, damit er sie bei der öffentlichen Untersuchung über ein Grubenunglück vertrete, das sich vor einigen Monaten unweit der Stadt ereignet hatte.

Einem Fremden mochte Harry Herbert nicht als eine sehr begehrenswerte Bekanntschaft erschienen sein. Er liebelte sich sehr nachlässig, trug stets eine alte Bergarbeitermütze auf dem großen runden, fast lahlen Kopfe und besaß eine Stimme wie ein Wär, der einen argen Schnupfen hat. Aber die Bergarbeiter und die Berginspektoren im ganzen Lande achteten und schätzten den Mann. Herbert war ein Mensch, der keine Furcht kannte; nach einem Grubenunglück war er in allen Fällen auf dem gefährlichsten Posten zu finden. Dazu waren seine Kenntnisse und Erfahrungen im praktischen Bergbau so umfassend, daß die Inspektoren in schwierigen Lagen gern seinen Rat schlag einholten.

Als wir nach dem Abendessen zusammen mit der Wirtin um den Kamin saßen, kam das Gespräch natürlich auf die Untersuchung. Der Bergwerksinspektor hatte versucht, zu beweisen, daß die Explosion dadurch entstanden sei, daß einer der gestöteten Arbeiter, der nur ein Auge hatte, aus Versehen seine Lampe zertrimmert habe. Herbert hatte dagegen eine andere Hypothese aufgestellt. Nach der Explosion hatte man die Grube einige Monate verschließen müssen, um des Feuers Herr zu werden, das ausgebrochen war. Als sie wieder geöffnet wurde, war Herbert dabei, als die verwesten Leichen geborgen wurden. An dem vermutlichen Herd der Explosion hatte er einen Mann mit einer Lampe gefunden, die bei genauer Untersuchung ein winziges Loch im Glase aufwies. Der Bergarbeiter war nach sorgfältiger Prüfung zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieser Mann seine Lampe in einem schief stehenden Stempel aufgehängt hatte, daß dadurch die Flamme in der schiefhängenden Lampe das Glas berührte, daß dann das Wasser vom Hangenden auf diese Berührungsstelle tropfte und dadurch ein Loch entstand, wodurch die Schlagwetter entzündet wurden.

„Ich mußte der Leiche die Finger ausreißen, ehe ich der Lampe habhaft werden konnte,“ erklärte Herbert. Die Wirtin schauderte zusammen und rief aus: „Wie gräßlich!“

Herbert zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen: Was sollte ich machen?

Danach stockte das Gespräch etwas. Die heulenden Dämonen draußen hatten das Wort.

Nach einer Weile kam Buskins auf die Gefahren und Schrecken des Bergbaues zu sprechen. Er erzählte, wie er einst als junger und unerfahrener Säuer von schwarzen Wettern fast überwältigt worden sei, wie unter der einschläfernden Wirkung der Gase die Hade immer langsamer ging, wie er das Empfinden hatte, als tobte ein gewaltiger Sturm um ihn, und wie ihn sein Bruder noch zur rechten Zeit an die Luft gezogen.

„Ich denke gerade daran,“ bemerkte Herbert lachend, „wie mir das erste Grubenunglück zustieß. Als neunjähriger Knirps

ging ich mit dem Pflegevater — ihr wißt ja, ich bin ein Findling — in die Grube, um ihm bei der Arbeit zu helfen. Kurz darauf ereignete sich eine Schlagwetterexplosion, die uns beide umwarf und verbrannte. Dem Vater, der auf den Rücken fiel, verbrannte es den Bauch, mir, der ich auf den Bauch fiel, verbrannte es den Rücken und den Popo. Als ich danach fünf Wochen lang im Bette auf dem Bauche lag, schmerzte mich am meisten, daß ich nicht so gut und bequem füttern konnte als der Vater, der auf dem Rücken lag, um sich den Bauch zu heilen.“

„Der schwerste Unfall, der mir je passierte,“ erzählte darauf Jack Buskins, „war der, bei dem ich ein Bein brach. Ich arbeitete damals mit einem gewissen Joe Smith zusammen. Dieser Joe Smith war im ganzen Dorfe als ein gottloser Mensch verschrien. Er ließ sich nie in der Kirche sehen, aber er ging auch nie ins Wirtshaus: ein sonderbarer Mensch. Nun, an der Stelle, wo wir arbeiteten, fiel an einem Tage ein schwerer Stein auf uns herab und hielt uns wie in einem Schraubstock gefangen, mich bei einem Bein und ihn bei beiden Beinen. Unsere Beine waren gebrochen und wir schrien um Hilfe. Unglücklicherweise arbeiteten wir in einem entlegenen Teile der Grube und niemand hörte unsere Rufe. Stunden schienen zu vergehen. Schließlich sang ich, um mich zu beruhigen, ein tröstendes Kirchenlied. Das tat mir wohl. Joe sagte nichts. Aber als ich geendet, wies er auf einen mächtigen Felsblock, der gerade über unseren Häupten hing und jeden Augenblick herabzustürzen drohte, um uns zu zerquetschern. Mich ergriff eine fürchtbare Angst und ich schrie wieder aus Leibesträften um Hilfe. Joe verhielt sich ganz ruhig. „Ja,“ meinte schließlich mein Kamerad, „wenn der Kerl herabfällt, ist es mit unserer unsterblichen Seele aus.“ Ich muß gestehen, daß mich in dem Augenblick die Kaltblütigkeit dieses Atheisten mehr beruhigte als meine Religion, obgleich ich ein guter Christ bin.“

Niemand wußte zu dieser Geschichte etwas zu sagen.

„Das Schlimmste, was ich je erlebt habe,“ hub nach einiger Zeit Herbert an, „war die Vergung der Leichen nach dem Unglück in W. Wie bei dem letzten Unglück hierzulande mußte die Grube wegen des Feuers fünf Monate verschlossen bleiben, so daß die Leichen der Verunglückten in Verwesung übergingen. Inspektor Altlers und ich waren die ersten, die hinabgingen. Der Inspektor nahm einen Kanarienvogel mit. Ich hatte eine Ratte in einem Käfig bei mir. Mit einer Ratte kann man nämlich dreimal so weit gehen. Ein Kanarienvogel kommt bald um. Gerät dieser in die gefährliche Luft, dann fängt er an zu flatern, piepst und tot ist er. Die Ratte ist zäher und gibt nicht so leicht den Geist auf. Wenn es ihr ungemütlich wird, wird sie unruhig, dann taumelt sie wie ein betrunkenes Mensch, darauf wird sie wild und beißt in die Drahtstäbe ihres Käfigs und schließlich vor dem Tode stellt sie sich auf die Hinterbeine wie ein Hund. Wenn sich die Ratte auf die Hinterbeine stellt, ist es Zeit, Reißhaus zu nehmen.“

Doch zu dem Unglück.

Wir kamen bald an eine Stelle, wo wir eine Inschrift fanden: „Montag, acht Uhr dreißig Minuten, einunddreißig Mann am Leben“, hieß es. Ich ließ den Inspektor zurück und ging allein voran mit einem Bande, das um meinen Arm befestigt war.

Etwas weiter fand ich eine zweite Inschrift, die mir bedeutete, daß die einunddreißig Mann um zwei Uhr noch lebten.

Hundert Meter weiter stieß ich auf einen Anblick, der mir das Blut in den Adern erfrieren ließ. Vor mir lagen, sorgfältig neben und aufeinandergebetet, dreißig Leichen. In einer Ecke standen in vollkommener Ordnung die Lampen, Werkzeuge und Eßstessel der Toten. Etwas abseits lag ein toter Mensch, augenscheinlich der letzte Lebende der Schar. Er hatte die Leichen seiner Kameraden sorgfältig gebetet und ihr Geßäße in Verwahrung genommen. Schließlich mußte er wahnsinnig geworden sein und geglaubt haben, er befände sich daheim. Denn er hatte seine Kleider abgelegt und zum Trocknen aufgehängt und war dann gestorben.

Als ich an den Ort zurückging, wo ich den Inspektor gelassen hatte, fand ich, daß dieser verschunden war. Da sich das Band eine Zeitlang nicht bewegt hatte, glaubte er, es sei mir etwas zugestoßen. Am Schacht traf ich denn auch schon die Rettungsmannschaften.

Am Nachmittag schafften wir die Leichen aus der Grube.

Ein junger Mensch, der eben die Bergschule absolviert hatte, bat mich inständig, ihm zu erlauben, mich zu begleiten. Ich riet ihm ab und erklärte ihm, daß selbst starke Männer bei diesem Geschäft schon ohnmächtig geworden seien. Er aber ließ sich nicht nach und so nahm ich ihn denn mit.

In der Grube angekommen, versuchte der Student, die Leiche eines schweren Mannes zu heben. Ich zeigte ihm, wie er es anstellen müsse:

„Um solche Leute zu bergen, muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen, damit sie nicht auseinanderfallen. Man stellt sich an das Kopfende und schiebt die Arme von hinten unter den Rücken, indem man die Ellbogen eindrückt, um den Kopf zu fassen.“

Der junge Mann tat, wie ich ihm geheißen. Aber die Leiche war ihm zu schwer. Seine Ellbogen bewegten sich nach außen und der Kopf fiel mit einem dumpfen Schall vom Kumpfe der Leiche ab zu Boden. Dadurch verlor mein Schüler das Gleichgewicht — vielleicht war er auch erschrocken — und fiel mit dem Gesicht nach vorn in den verwesten Körper.“

„Entsetzlich!“ rief hier die Wirtin aus, indem sie ihr Gesicht verbarg.

Herbert fuhr fort: „Wir mußten den jungen Mann ohnmächtig zutage schaffen. Drei Monate war er danach krank und wollte keine Nahrung zu sich nehmen. Ich habe gehört, daß er seinen Beruf aufgegeben hat.“

„O gräßlich, gräßlich!“ rief die Wirtin. „O, ich werde die ganze Nacht von dieser schrecklichen Geschichte träumen.“

„Ja, es war gräßlich, wenn ich daran zurückdenke“, bejahte der Bergmann. „Und dann die Gesichter der Leichen. Ich glaube jedoch, daß mich diese Dinge nicht halb so sehr aufregten wie die meisten Menschen. Mich schüdt man stets an diese traurige Arbeit, weil ich mich nicht beklage. Die Erfahrung hat mich abgehärtet. Ich habe dem Gebatter Tod zu häufig die Hand gedrückt. Manchmal komme ich mir vor wie ein Heizer des Teufels, der ungerührt das Feuer schürt, auf dem die sich windenden Seelen gebraten werden.“

„Ach, nun kommen Sie auch noch mit dem Teufel!“ warf die beunruhigte Wirtin ein.

„Nun, lassen wir den Teufel aus dem Spiele“, meinte der Bergmann. „Der Bergbau ist schlimm genug, wiewohl das viele Menschen vergehen. Ich frage mich oft, wie viele von denen, die wir heute abend so behaglich um die brennende Kohle sitzen, wohl je an die Blutstropfen gedacht haben, die an jedem Stückchen dieses Minerals kleben — an das rote Schmieröl, das das Räderwerk unserer großen Industrie im Gange hält. Hier Vergleute werden täglich in den Gruben unseres Landes totgeschlagen und Hunderte werden täglich verkrüppelt und verlegt. Das ist nicht etwa das Resultat der großen Katastrophen — die kommen glücklicherweise nur selten vor —, sondern ein Teil der Routine. Dieses große Rorden und Schlachten geht tagaus, tagein vor sich, ohne Unterlaß und ununterbrochen steigen die Klagen der Wittven und das Jammern der Waisen zum Himmel. Und viel, viel von dem Unglück könnte verhindert werden, wenn nicht auf der Wage unserer Gerechtigkeit das Menschenleben so leicht und das Gold so schwer wöge.“

„Ich denke manchmal über diese Dinge nach“, fuhr der Bergmann nach einer kurzen Unterbrechung fort, „und suche ihnen auf den Grund zu kommen. Ich bin überzeugt, daß unsere Nachkommen den Kohlenbergbau aufgeben und sich Brennstoffe auf zweckmäßigeren und weniger mörderischen Wegen verschaffen werden.“

Jad Wustlin nickte seinem Kollegen verständnisvoll zu.

Es entstand eine lange Pause, während derer Harry Herbert seine Pfeife ausräucherte. Draußen tobte das Unwetter schlimmer als zuvor. Die Wirtin, die vorher Miene gemacht hatte, zu Bett zu gehen, schien jetzt keine Lust zu verspüren, uns zu verlassen, und auch ich fühlte ein Bedürfnis, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, ehe ich mein Zimmer aufsuchte.

Schließlich erhob sich Harry Herbert und sagte: „Gute Nacht, alle! Nichts für ungut, Frau Wirtin. Ehe Sie sich zur Ruhe legen, denken Sie noch an etwas Angenehmes, damit Sie nicht von den toten Bergknappen träumen. Uebrigens, wissen Sie, die Toten kommen nicht wieder.“

An der Türe wendete er sich noch einmal um, um zu bemerken: „Wenn sie wiederlämen, würde das manchem Herrn nicht sehr angenehm sein.“

Die Entwicklung der Ehe.

Von Anna Dlos.

Als nach der von Moses berichteten Sage die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben wurden, rief ihnen der Engel mit dem feurigen Schwert einen Fluch nach, der verhängnisvoll für das ganze Menschengeschlecht werden sollte. „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ Das galt dem Manne. Und: „Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären!“ Dies Los bestimmte er der Frau.

Dieser Fluch traf zwei Menschen, die bis dahin in freier seliger Gemeinschaft als gleichberechtigte Gefährten im Paradies lebten und nichts von Sorgen und Leid wußten. Das Weib soll durch seine Neugier und durch seine Verführungskünste Schuld daran tragen, daß dem seligen Leben im Paradies ein Ende gemacht wurde. Eva und ihrem Geschlecht fiel daher auch der weitaus härtere Teil der Strafe zu. Bald schob der Mann im Bewußtsein seiner geringen Schuld und mit Berufung auf einen anderen Bibelspruch — „Und er soll dein Herr sein“ — dem Weibe noch einen großen Teil der ihm zufallenden Last zu.

So weit die Sage. Soweit wir die Kulturentwicklung der alten Völker verfolgen können, mußte die Frau fast immer die Haus- und Feldarbeit verrichten, während der Mann sich im allgemeinen mehr mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigte. Dadurch erweiterte sich sein Gesichtskreis immer mehr, sein Geist bildete sich, seine Kenntnisse nahmen zu, während der Horizont des Weibes jahrhundertlang auf einen engen Kreis beschränkt blieb. Wohl gab es zu allen Zeiten und bei allen Völkern Frauen, die sich durch Weisheit und reiche Kenntnisse auszeichneten. Aber sie waren meist nicht verheiratet oder hatten sie Ehemänner, die so weit hinter ihnen zurückstanden, daß man nichts von ihnen weiß. Ein geistiges Miteinanderleben zweier selbständiger Persönlichkeiten, wo die Frau die Freundin des Mannes ist, deren Leistungen sich nicht ausschließlich auf das Haus beschränken, die den Mann fördert und von ihm angeregt wird, kennen die früheren Zeiten nicht. Wohl wissen wir in Griechenland von einem solchen Paar. Aber Perikles und Aspasia waren nicht verheiratet, da Aspasia Ausländerin war. Aspasia wurde von den griechischen Ehefrauen, die in den Frauengemächern wenig von der geistigen Blüte ihrer Vaterstadt erfuhren, über die Achsel angesehen. Und doch beriet der große Perikles alle Staatsangelegenheiten mit seiner geistvollen Freundin. Den Gastmählern in seinem Hause gab die Gegenwart der freisinnigen Frau eine höhere Weisheit. Ein Rhodias unterwarf sich ihrem Urteil, und Sokrates lauschte ihrer Rede. Als etwas Besonderes erzählte man sich in Athen, daß Perikles Aspasia nie verlieh oder begrüßte, ohne ihr einen Kuß zu geben. Nur mit Mühe verteidigte der große Athener die Geliebte gegen die Schmähungen und Anschuldigungen der griechischen Philister. Schon in Griechenland galt, wie bis in unsere Zeit hinein, die Frau als die Beste, von der man am wenigsten spricht.

Die christliche Kirche erließ später ihr strenges „Mulier taceat in ecclesia“; zu Deutsch: „In geistlichen Angelegenheiten hat das Weib nichts drein zu reden.“ Diese geistlichen Angelegenheiten wurden sehr weit ausgebeutet. Die Frau, die es wagte, nach anderen Kenntnissen zu streben, als nach den Künsten des Haushaltes, wurde meist verspottet und in den seltensten Fällen geheiratet. Das Weib blieb in geistiger und materieller Abhängigkeit vom Mann. Seine Leistungen, so wertvoll sie auch waren, wurden nicht entsprechend geschätzt, sein Leben war reich an Mühe und Arbeit.

Da, wo Frauen hervortraten, sind es meist solche, die schon durch ihre Geburt an hervorragender Stelle standen, oder solche, die durch Schönheit und Angebundenheit der Sitten eine Herrschaft über die Sinne der Männer ausübten. Selten hören wir von Ehefrauen, die ihren Gatten gleichwertig deren Vesteifungen teilten und gleichzeitig vortreffliche Frauen waren. Anfangs des 15. Jahrhunderts wird, um ein Beispiel anzuführen, in Spanien eine solche Frau erwähnt, Donna Maria Padilla, die Gemahlin Juan de Padillas, der im Aufstand der Comuneros gegen Karl V. Befehlshaber von Toledo war. Nach seiner Gefangennahme und Hinrichtung setzte Maria noch fast ein Jahr das Werk ihres Gatten in heldenmütiger Weise in seinem Sinne fort.

Nach gleichzeitig wird in Deutschland die Frau des Bürgermeisters Forner von Nördlingen erwähnt. Sie machte im Bauernkrieg die „heimlichsten Praktiken, veranstaltete Versammlungen, schrieb Briefe, welche die Volksbewegung bestrafen, und rief mit ihrem Mann und seinen Freunden einen nächtlichen Volksaufstand in der Stadt hervor“. Als Forner

verhaftet wurde, rief seine Frau die Gemeinde zu seiner Befreiung auf und leitete diese selbst.

Mit der französischen Revolution tritt ein Umschwung im Verhältnis der Geschlechter ein, der die moderne Ehe vorbereitete. Eine Erscheinung wie Frau Roland wurde nur durch die Revolution möglich. Sie wurde die Seele der girondinischen Partei und wurde mit dieser von dem Strudel der Revolution verschlagen, als ihre Partei dieser Halt gebieten wollte. Sie war eine geistig ebenbürtige oder überlegene Gefährtin ihres Mannes, der sich auf die Nachricht von ihrem Tode das Leben nahm.

Im 19. Jahrhundert, das ja vielfach das Jahrhundert der Frau genannt wird, sind derartige Ehen nicht mehr allzu selten. Um nur bei Deutschland zu bleiben, erinnere ich an die Ehen von Gottfried und Johanna Kintel, Luise Otto und Peters, Gustav und Amalie Strube, Karoline Michaelis in ihren Ehen mit Schlegel und Schelling, Rachel Levin und Wagners. Das alles waren Ehen, in denen die Frau dem Mann zugleich Geliebte, Gattin und Freundin war, in denen sie all seine geistigen und politischen Interessen teilte und förderte, aber auch eine gute Hausfrau und Mutter war.

Der Umschwung, den das 19. Jahrhundert auch im Haushalt herbeiführte, ist ja so ungeheuer, daß er die Stellung der Frau im Hause ändern und dadurch der Ehe neue Werte geben mußte. Was mußte die Hausfrau früherer Zeiten nicht alles leisten. Es gab kaum ein Kleidungs- und Wäschestück, das nicht von ihrer Hand gesponnen, gewebt und genäht wurde. Sie mußte Seife kochen, Lichter ziehen, jedes Stück Wäsche mit der Hand waschen und glätten. Wie mühselig war die Kocherei, die ihr viele Stunden des Tages raubte! Durch die Erfindung der Spinn-, Web- und Nähmaschinen, der Waschmaschinen, des Kochens und Beleuchtens mit Gas oder Elektrizität usw. ist der Frau unendlich viel Arbeit abgenommen. Wie viele Speisen kann sie der Kochkiste anvertrauen, ohne fürchten zu müssen, daß das Essen verbrennt, die Suppe überläuft. Wenn also heute die Frau in die Ehe tritt, so braucht sie nicht mehr ausschließlich sich der Haushaltung zu widmen. Sie will auch nicht mehr als Spielzeug des Mannes betrachtet werden. Der Bund, den sie eingeht, soll auch ein geistiger sein.

Schon lange hilft die Proletarierin beim Erwerb. Ehen zwischen Ärzten und Ärztinnen, Künstlern und Künstlerinnen, Schriftstellerinnen und Schriftstellerinnen sind an der Tagesordnung. Auch die Frau, die durch einen größeren Haushalt, durch viele Kinder usw. genötigt ist, ausschließlich den Beruf der Hausfrau und Mutter auszuüben, fängt an, diese Leistungen nicht mehr als minderwertige anzusehen, sondern als solche, die dem Manne den Kampf ums Dasein erleichtern. Sie will nicht mehr nur die Frau ihres Mannes sein, sondern eine Persönlichkeit mit Pflichten, aber auch entsprechenden Rechten wie der Mann. Überall regt sich der Wille der Frau, in solchem Sinne eine moderne Ehe zu schließen. Noch spottet der Philister über die „Blaustrümpfe“ und deren Kämpfe. Der Proletarier hat längst erkannt, was eine solche Frau für seine Existenz bedeutet. Sein Bestreben muß es sein, die Frau bei dem Kampf um die Selbständigkeit, auch um die politische Gleichberechtigung zu unterstützen. Denn die Frau der modernen Ehe beansprucht auch auf diesem Gebiete Rechte. Erst wenn es für sie keine geistige, keine politische Abhängigkeit mehr gibt, wenn sie sich zur freien Persönlichkeit entwickeln kann, ist die ideale moderne Ehe mit all ihren neuen Werten geschaffen.

Lebensfreude.

Das so schwer mißverständene Wort von der „dionysischen Freude“ stammt von Nietzsche. Es bedeutet nichts als echte Lebensfreude. Es gibt aber nur eine wirkliche Quelle echter Lebensfreude, das freisende, treibende, sich auswirkende innere Leben unseres Wesens, aber viele Quelladern, von denen sie gespeist wird. Vor allem ist das die Empfindung unserer selbst und unseres Daseins. Merkwürdig, wie wenig Menschen dies kennen, und doch ist das die primärste Lebensfreude: dieses immer wieder leberschauernd werden von den Wonnen des Daseins, dieses Erfülltsein davon, was für ein erstaunliches unausdenkbares Wunder es ist, daß wir existieren, bewußt existieren in dieser wundervollen Welt, daß wir uns selbst spüren und fortwährend eine Welt erleben, daß es so etwas gibt wie wir, Wesen, die imstande sind, alles förmlich in sich aufzusaugen und wieder auszufließen in Leben!

Aus dieser Lustempfindung des Lebens, d. h. einfach aus dem Leben und Erleben als solchem heraus, strömt dann das Leberquellen der Freude, der Enthusiasmus des Lebens, was Nietzsche die dionysische Freude nennt. Er hat recht, wenn er sagt, daß diese Freude nicht durch die Tragik unseres Daseins niedergedrückt und ausgelöscht werden könne. Vielmehr entspringt unter der Tragik unseres Daseins der tragische Enthu-

siasmus, der uns schließlich über alles erhebt, was uns geschehen kann.

Dann quillt die Lebensfreude vor allem aus unserem tätigen Leben, aus jeder Leistung unseres Lebens. Wenn wir am Abend unser Tagwerk hinter uns haben, löst sich unser Lebensgefühl aus in Lebensfreude. Das gilt aber nicht bloß von der äußeren Arbeit des Berufs, von dem, was wir schaffen, es gilt auch von dem Werke unseres Lebens. Alles persönliche Leben und Vollbringen löst Freude in uns aus. Denn alles Vollbringen ist eine Lebensäußerung unseres Selbst, des tiefsten Wesens in uns. Jede derartige Offenbarung und Auslösung des Selbst erfüllt uns mit Schwingungen der Lebenslust.

Und nun erst das Leben selbst. Ich höre so viele Menschen voller Enthusiasmus vom Meer reden oder von ihren Hochtouren im Gebirge, und ich stimme ihnen gerne bei. Aber wo finden wir solche Stürme und Fluten wie im Leben? Wo gibt es solch gefährliche und genuehrreiche Hochtouren wie im Leben? Da gibt es Erlebnisse und Aufgaben für jeden von uns, wo wir auch stehen, die tausendmal schwieriger sind als irgendwelche Stürme auf dem Meere und uns scheinbar ohnmächtig hin und her werfen. Viel mehr noch als Seefahrten und Bergtouren ist das Leben die Schule persönlicher Tatkraft. Je stärker, gewandter und überlegener wir aber durch das Ringen mit dem Leben werden, je mehr es unsere innigere Lebensstätigkeit steigert und entfaltet, um so mehr werden wir erfüllt mit Lebensfreude.

Wer natürlich von jeder Welle als armseliges Brad ans Ufer geworfen wird, daß er zusammenbricht, wer keinen Schritt nach der Höhe tun kann, ohne vor Schwindelanfällen das heulende Elend zu kriegen, der trägt nicht Lebensfreude, sondern Niedergeschlagenheit davon.

Behalten wir das im Auge, dann werden wir es begreifen, warum es so wenig echte Lebensfreude unter den Menschen gibt. Die Lebensfreude ist ein Zeichen von Gesundheit, von Lebensfähigkeit, von Wachsen und Erstarken, Zunehmen am Leben, von der Erfüllung unserer Bestimmung. Denn sie ist die unmittelbare Empfindung davon, die unser Bewußtsein durchgittert. Körperliches Leiden hemmt natürlich auch die Lebensfreude, weil es unsere Lebensfähigkeit beeinträchtigt. Sobald wir uns aber der Krankheit persönlich überlegen fühlen, scheint auch die Sonne wieder über unsere Gebrechen und Schmerzen. Naturnotwendig, denn dann hat ja das Leiden die Lebensfähigkeit gesteigert. Darum sind so viele Menschen, die leiden und dahinsiechen, durch ihre Lebensfreude ein Sonnenschein für ihre Umgebung, weil ihr inneres Leben wächst, während ihre Körperkräfte zusammensinken und vergehen. Auf die innere Gesundheit kommt es an.

Jede Unordnung verstimmt (Auch die staatliche! D. Red.) nicht nur das ungeordnete Wesen, auch unklare und verwirrte Verhältnisse. Ebenso Spannungen, Unsicherheit und Mißtrauen in unseren persönlichen Beziehungen. Alle inneren Abhängigkeiten, in denen wir uns befinden, Habgucht, Ehrgeiz, Eitelkeit, Gebundenheit durch Vorschriften und Konventionen, lähmen die Lebensfreude, weil sie die Selbstentfaltung unmöglich machen. Nur wahrhafte, freie und überlegene Menschen können sich von Herzen freuen. Darum dämpft auch die Unruhe der Sorge und Unsicherheit, der Schüchternheit und Angstlichkeit die Lebensfreude, weil sie das Leben in uns stört, bannt und erschüttert.

Aimen wir Lebensfreude, dann wachsen unsere Kräfte. Wir werden von der Spannung eruptiver Lebensmacht und von der Leidenschaft des Lebens erfüllt. Denn die Freude ist ja schwingende Lebenslust und diese Energiequelle ist keineswegs davon abhängig, daß alles angenehm um uns herumfließt, sondern sie ist immer da. Sie gibt uns das Gefühl der Unabhängigkeit von äußeren Umständen. Mögen sie sich wie ein Druck auf uns legen, die Lebenslust wird ihn heben und die Last emporzwingen. Sie läßt sich niemals auf die Dauer unterkriegen. Tapferkeit, Bagemut, Sinn für große Aufgaben, Tatkraft, Lebensübermut, Hingabe an andere: alles gedeiht wunderbar im Sonnenschein der Lebensfreude. Nur freudige Helden sind wahre Helden.

Wenn nun aber die Lebensfreude zu unserer Natur gehört, wenn wir sie wie den Sonnenschein zum Leben brauchen und wenn die Welt aller Freuden voll ist, woran liegt es dann, daß sie so selten ist unter den Menschen?

Die Lebensfreude wird mit uns geboren. Nicht sofort, aber bald. Sobald und in dem Grade, als dem jungen Menschenwesen der Kreislauf von Leben und Erleben und das Keimen seines Wesens darunter zur Empfindung kommt, wacht sie auf.

Darum sind alle gesunden Kinder voller Lebensfreude. Sie freuen sich ihres Daseins. Und diese Freude bleibt, wenn das persönliche Leben in demselben Grade, wie das Erleben wächst, und alles Erleben nur das innere Leben steigert. Sobald ihnen aber das Erleben nimmer zum Leben dient, sondern zum Verkümmern, sobald sie anfangen, unter dem Leben zu leiden, schwindet die Lebensfreude dahin. (Siehe die Proletariatskinder! D. Reb.)

Jede Ueberanstrengung macht den Menschen aber auch müde, verdrießlich, gereizt, aber nicht froh, denn sie ist eine innere Unwahrheit. Man wird begreifen, warum man im Zeitalter der Ueberanstrengung so wenig die Freude kennt. Und da hilft nicht, daß wir klagen, sondern nur, daß wir es ändern.

Daß die Möglichkeit menschenwürdiger und gedeiblicher sozialer Existenz die unerlässliche Vorbedingung aller Art von wirklicher Kultur und wirklicher Lebensfreude ist, bedarf eigentlich keines Wortes. Denn die ausgebeutete, in bitterster Not verkommene und zur Sklaverei entwürdigte Masse ist ein zäher, widerstandsfähiger Rohstoff, der für jede Kultur unfähig ist. Aber es muß gesagt werden, weil es noch genug Menschen gibt, die der Meinung sind, daß sich das feine Gebilde der höheren Kultur auf dem rohen Untergrunde eines dienstbaren Pöbels erheben könnte. Das mag früher möglich gewesen sein. Heute ist es das nicht mehr.
Dr. Joh. Müller.

Kleines Feuilleton.

Alkoholismus bei Schulkindern.

Erzieher und Aerzte bringen darauf, dem Kinde jeden Alkoholgenuss zu verjagen. Daß die Eltern diesen Warnungen nicht immer Gehör geben, zeigen Mitteilungen aus der preussischen Medizinalstatistik, auf die die hygienische Rundschau hinweist. So wurden in den ostpreussischen Kreisen Löben, Reidenburg, Ortelsburg und Osterode zahlreiche Kinder gefunden, die täglich Schnaps trinken. In einer Schule des Kreises Sensburg führte der Lehrer den Schwachsinn eines Schülers auf Schnaps genuss zurück. Der Kreisarzt von Oststernberg bei Frankfurt fand bei einem einer Trinkerfamilie entstammenden zwölfjährigen Mädchen bereits Zeichen des Alkoholismus. Ebenso wurde in einem Dorfe des Kreises GroßWartenberg bei Breslau regelmäßiger Alkoholgenuss bei Schulkindern festgestellt. Diese Kinder fielen nach Aussage des Lehrers durch Schwermüdigkeit auf. Im Regierungsbezirke Trier betonen die Kinder überall, wenn auch nur in beschränktem Maße, Alkohol zu trinken, und zwar Most, bisweilen auch Bier und Wein. Auch an Orten, wo Brennerereien sind, wie in Regentwäde (Rommern), sind die Kinder gefährdet. In Hofgeismar stellte der Kreisarzt fest, daß der größte Teil der Schulkinder, selbst der jüngste Jahrgang, sich bei den häuslichen Festen am Schnaps genuss der Eltern beteiligt. Auf eine besondere, versteckte Gefahr weist Landesrat Dr. Schellmann hin. Es sind dies die Vikorbombons, deren Genuss zugleich Alkoholikonsum bedeutet. Die Eltern werden also gut tun, auch hierauf ihr Augenmerk zu lenken.

Die erste Briefmarke.

Die kürzlich in Paris eröffnete internationale Briefmarkenausstellung gibt einem Mitarbeiter des Journal, Camille Ducraux, den Anlaß, sich mit der Frage nach der ersten Briefmarke zu beschäftigen. Gewöhnlich gilt als die erste aller Briefmarken die 1839 in England eingeführte, und das hat auch für die moderne Post keine Wichtigkeit. Aber die Idee der Briefmarke ist schon viel früher aufgetaucht. Im Jahre 1668 schickte Bellison einen Brief an Mme. de Scudéry, bei dessen Beförderung er sich einer ganz neuen Einrichtung bedient. „Ein Steuereinnahmer namens Wölaher,“ so erzählt er ihr, „hat vom König ein Privileg erhalten, als einziger in verschiedenen Vierteln von Paris Briefkästen einzurichten, und er hat ein Bureau eröffnet, in dem man für einen Sou gewisse Billetts kauft, die mit einer besonderen Bezeichnung versehen sind. Diese Billetts tragen nur folgende Inschrift: Bezahletes Porto. Wenn man sich ihrer bedient, muß man das Datum des Tages und des Monats hinzuschreiben, an dem man den Brief abschickt, und dann beides zusammen in den Kasten werfen.“ Für diese neuartige Briefbeförderung hatte Wölaher eine besondere „Instruktion“ ausgegeben, die die Vorteile seines Unternehmens anpreist und genau angibt, in welcher Weise man sich dieser Portobilletts bedienen soll: „Der Bureaubeamte verkauft jedem, der sie haben will, diese Billetts für bezahltes Porto und jeder möge eine beliebige Anzahl zu seinem Gebrauch ankaufen, damit sie ihm nicht fehlen, wenn er schreiben will.“ Für wenig Geld bieten diese Briefmarken die größten Vorteile: „Geschäftstreibende müssen eine Anzahl

dieser Billetts ihren Angestellten geben, damit sie sie in jedem Augenblick von dem Stand ihrer Angelegenheiten unterrichten können, die Väter ihren Kindern, die in der Erziehungsanstalt oder im Kloster sind, und die Bürger den Handwerkern, die für sie arbeiten. Alle werden sich gern dieser Einrichtung bedienen, die keinen Diener haben oder deren Diener krank sind oder die die Diener zu Hause nötig brauchen oder die faule Diener haben, die bloß spazieren gehen und dann sagen, sie hätten die Straße und Wohnung nicht gefunden. Der Kaufmann braucht die Marken, der seinen Laden nicht verlassen will, weil er die Gelegenheit verpaßt, vielleicht etwas zu verkaufen; der Handwerker, der seine Arbeit nicht im Stich lassen will; alle diejenigen, die in Gefängnisse oder Klöster eingeschlossen sind und keine Diener haben; kurz alle Leute, die reichen wie die armen, die fleißigen wie die faulen.“ Trotz dieser glühenden Empfehlung seiner Posteinrichtung hielt sich Wölahers Unternehmen nicht lange; er erntete Un dank bei seinen Zeitgenossen. Dieser Erfinder der Briefmarken war zu früh gekommen.

Trinkbecher aus Eis.

In diesen Tagen der sommerlichen Glut lechzt der Mensch nach eisgekühltem Trunke. Die Eiskühlung der Getränke steht nun aber im Begriffe, eine große Umwälzung zu erfahren. Der einfache Gedanke: „Nicht Eis im Getränk, sondern das Getränk in Eis“ hat nämlich zu der ebenso originellen wie praktischen Erfindung des Eisbechers geführt, über den H. Herzberg in der Umschau berichtete. Das neuartige Trinkgefäß besteht, wie schon der Name besagt, aus einem gänzlich aus Eis gefrorenen Becher, der zu bequemer Handhabung in eine Schutzhülle aus Papier gesteckt wird. Er kann in allen Graden von Durchsichtigkeit — von der des Glases bis zu der des Porzellans — ja sogar auch leicht gefärbt werden. In bezug auf Kältekapazität und Isolationsvermögen ist er so beschaffen, daß er gleichmäßig, und zwar natürlich nur sehr langsam abkühlt. Bei einmaliger Einfüllung bei Sommer temperaturen kann er bis zu einer halben Stunde benutzt werden. Ein zweimaliger Gebrauch des Eisbechers ist jedoch nicht möglich, da er bei Wiedereinfüllung sofort durchbricht. Damit geschieht also einer der wichtigsten hygienischen Forderungen Genüge: jedem sein eigenes Trinkgefäß! Auch die Schutzhülle wird nur einmal benutzt. Bei der Herstellung des Eisbechers galt es zunächst, das Problem der Wasserdichtigkeit des Eises zu lösen, das bislang überhaupt noch nicht in Frage gekommen war. Die überaus rasche Herstellung des Eisbechers geht folgendermaßen vor sich: Der Gefrierapparat besteht aus zwei Hauptteilen: der äußeren Form und dem inneren Kern. Nach Einfüllung von Wasser in die Form und Einsetzung des Kernes wird das Wasser in den von Form und Kern gebildeten Zwischenraum hinaufgedrückt. Sobald nun der Gefrierapparat in irgendein Kältemittel hineingehängt wird, entsteht der Eisbecher. Nun ist aber die Umwandlung von Wasser zu Eis mit einer Raumvergrößerung verbunden, die eventuell ein Ausweichen oder sogar Durchbrechen der Form herbeiführen könnte. Dem hat man dadurch abgeholfen, daß man dem Kern unten eine Tauchhülle gab, in die das Wasser nur ganz wenig hineindringt. Der Gefriervorgang geht lagenweise von außen einwärts vor sich, und zwar wird zuerst der obere Rand geschlossen, weil die gewöhnlich 3 Millimeter starke Wand sich nach oben zu verdünnt. Erst zuletzt gefriert der Boden des Bechers, der sich durch die Volumenvergrößerung selbsttätig wölbt. Die im Wasser absozierte Luft, welche sonst Blasen im Eis bildet, wird bis in die Tauchhülle hinausgedrückt, so daß das Verfahren von selbst die Wasserdichtigkeit des Eises besorgt. Die Herstellungslosten des Eisbechers sind nur minimal, und sie lassen sich in Kühlkästen und Schränken lange aufbewahren und transportieren.

Humor und Satire.

Dieb' Vaterland, magst ruhig sein! Vater (seinem achtjährigen Söhnchen verschiedene Begriffe erklärend): „Sag mir einmal, Karl, was du unter dem Worte: „Das Vaterland“ verstehst!“ Karl: „Gewehre, Kanonen...“ (Jugend).

Rücksichtsvoll. (Beim Empfang des Landesfürsten.) Bürgermeister (nach der Vorstellung der Ehrenjungfrauen leise zum Fürsten): „Wir hätten schon hübschere hier g'habt — aber mei' Frau hat g'meint, die Frau Fürstin könnt' vielleicht eifersüchtig werden!“

Antikipation. „Seit drei Monaten gehen wir uns aus dem Weg, Frau Nachbarin — und nur wegen der paar überreichten Worte, die wir damals gewechselt haben... darf ich Ihnen die Hand zum Frieden bieten?“ „Hier ist die meinige! Sie haben recht, warum sich gegenseitig das Leben verbittern...“ „Wir sind also wieder einig... und was ich sagen wollte, können Sie mir nicht mit zwei Eiern und einer Zwiebel ausbelfen?“ (Fliegende Blätter.)

Verantwortlich: Karl Bod in Halle (Saale). — Druck der Halle'schen Genossenschafts-Druckerei.